
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 137 Bromberg, den 18. Juni 1933.

Graf Lewenborg und die Vagantin.

Roman von Hans Possendorf.

(17. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Das Galgenfest.

Auf einer einsamen und vernachlässigten Landstraße des Bistums Osnabrück rollte ein mit vier prächtigen Pferden bespannter Reisewagen dahin. Vier berittene und bewaffnete Diener in feinen Livreen bildeten das Geleit, — zwei vor dem Wagen und zwei dahinter. In der offenen Kutsche aber saß, dick und faul, der junge Kaufherr Heinrich Lotterhos.

Er hatte sich mehrere Wochen lang in Amsterdam aufgehalten und war nun auf dem Wege zu seinem Geschäftsfreund und Gönner, dem Reichsfreiherrn von Hellstedt, dessen Besitztum im Herzogtum Braunschweig-Lüneburg gelegen war. Von dort wollte er dann geradeswegs nach Erfurt zurückkehren.

Obwohl Herr Lotterhos in Holland wieder glänzende Geschäfte gemacht hatte, blickte er doch recht mißmutig in den schönen Maimorgen, denn von den drei Zielen, die er sich gesteckt, — der reichste Mann von Erfurt zu werden, den Adel zu erlangen und Gertrude Lossius zu heiraten —, hatte er bisher nur das erste erreicht, während er sich den beiden anderen ferner als je fühlte.

Seine adligen Bekannten, die sich an Freundlichkeit gar nicht genug tun konnten, wenn es galt, seine Hilfe für irgendwelche Geschäfte zu gewinnen oder ein Darlehen bei ihm aufzunehmen, wurden sofort steif und taub, wenn Herr Lotterhos auch nur die leiseste Andeutung über seine ehrgeizigen Pläne machte. Und was Gertrude betraf, so hielt sie noch immer hartnäckig an ihrer Bedingung für eine Ehe mit dem Jugendfreund fest. Auch hatte sie offenbar die Hoffnung, eine Gräfin Lewenborg zu werden, noch nicht ganz aufgegeben, um so weniger, als sich mit der Zeit — der Obrist wohnte nun schon seit zwei und einem halben Jahre bei Gottfried Lossius — zwischen dem Grafen einerseits und dem Goldschmied und seiner Tochter andererseits ein recht freundschaftliches Verhältnis herausgebildet hatte.

Was Herrn Lotterhos in Hinsicht auf die Beziehungen zwischen Gertrude und dem Grafen Lewenborg besonders argwöhnisch stimmte, war folgendes: schon vor mehr als acht Monaten — am 19. August 1650 — hatte die schwedische Besatzung Erfurt geräumt, und dennoch war der Obrist ohne sichtbaren Grund, gewissermaßen als Privatmann, in Erfurt und bei der Familie Lossius wohnen geblieben. Wie sollte sich Heinrich Lotterhos diese sonderbare Tatsache anders erklären, als daß der Graf auch seinerseits eine tiefere Neigung für Gertrude gefaßt hatte?

Was für hinterlistige Versuche hatte Heinrich Lotterhos im Laufe der Jahre nicht schon gemacht, um den Obristen aus Erfurt zu entfernen! — denn er sagte sich, daß Gertrude Lossius, wenn sie ihre eitlen Hoffnungen endgültig scheitern sähe, geneigter sein würde, Frau Lotterhos zu werden. Er hatte durch Bestechungen eine ganze Flut von Beschwerdeschriften Erfurter Bürger über den Kommandanten der schwedischen Besatzung veranlaßt. Aber sie waren ebenso erfolglos geblieben wie seine späteren Ränke gegen den Obristen.

„Weshalb wünsche ich diese Gertrude nicht zum Teufel!" dachte Heinrich Lotterhos zum tausendsten Male, während sein Blick stumpf über die herrliche Frühlingslandschaft glitt. „Gibt es denn nicht andere schöne, ja viel schönere Mädels!" — Aber indem er Gertrudes Gestalt vor sein geistiges Auge zitierte, um etwas Häßliches an ihr zu entdecken, verfiel er nur desto mehr dem sinnlichen Reiz, der für Leute seines Schlages von diesem jungen Weibe ausgehen mußte. Er dachte an ihren hohen Wuchs, an ihre dunkelblonden Locken, die ganz hell wurden, wenn die Sonne darauf schien, — an das Lächeln der veilchenblauen Augen und der schmalen, schön geschnittenen Lippen.

Wehrloser denn je fühlte er sich ihr ausgeliefert, und in einer heroischen Anwandlung faßte er einen Entschluß: Er würde bei seinem Aufenthalt auf Schloß Hellstedt mit dem Reichsfreiherrn endlich einmal ganz unzweideutig reden, — ihm klipp und klar sagen: „Entweder verschafft Ihr mir — für welchen Preis auch immer — durch Eure guten Beziehungen am Wiener Hofe das Adelspatent, oder ich rühre für Eure Geschäfte und finanziellen Transaktionen fürder keinen Finger mehr!" —

So vertieft war Herr Lotterhos in diese Gedanken gewesen, daß er den seltsamen Aufzug, der seinem Wagen entgegenkam, erst bemerkte, als der Kutscher sich umwandte und fragte:

„Soll ich versuchen, durchzufahren oder beiseite warten, bis sie vorbei sind?"

In diesem Augenblick bog die Spitze des Zuges von der Straße ab, in einen Seitenweg ein. Der führte schnurstracks auf einen Hügel, und auf dem höchsten Punkt dieses Hügels ragte — ein Mißbild in der zu neuem Leben erwachenden Landschaft — ein Galgen.

„Vorwärts! Fahre dicht heran!" befahl Herr Lotterhos in atemloser Erregung, — der Erregung des Feiglings, den ein angenehmes Gruseln kitzelt, wenn er ungefährdet dem Unglück eines Mitmenschen zuschauen kann.

Und nun kam Gruppe um Gruppe dieses zugleich grausigen und grotesken Aufzuges dicht an Herrn Lotterhos vorüber:

Voran ein Trüpplein Stadtsoldaten mit verschlissenen Uniformen; dann, hoch zu Roß, der Amtmann, ein gemütlich aussehender Herr, der seine Furcht vor dem kommenden Schauspiel unter einer grimmigen Miene vergebens zu verbergen suchte; und an der Seite des Amtmannes der Stadtschreiber, bemüht, sein rotes Trinkergesicht in gleiche strenge Falten zu legen wie sein Vorgesetzter. Gleich dahinter ritt eine Gruppe Bauern auf elenden Kleppern, die Schultheißen der umliegenden Dörfer; ihre Gesichter zeigten durchweg eine tiefe Befriedigung darüber, daß wieder einmal ein paar Halunken und Tagediebe, die sich, wahrscheinlich ohne einen Tropfen Schweiß zu vergießen, auf Kosten braver und arbeitsamer Leute gemästet hatten, die gerechte Strafe ereilte. Eine Schar Geharnischter, sorglos

plaudernd und lachend, schloß sich den Bauern an. Dann folgte die komischste Gruppe, die zehn Schöppen des Städtchens, in dem man die Übeltäter gefaßt hatte. In gewichtigen, altmodischen Halskrausen und schwarzen Mänteln, Degen an der Seite, schritten diese fetten und hageren, alten und jungen Spießbürger einher. Einer von ihnen, ein kleiner Greis, der von zwei anderen geführt wurde und den die Nerven ebenso wie die Beine im Stich ließen, weinte so haltlos, daß man versucht sein konnte, ihn für den Delinquenten zu halten. Darauf folgten die Lehrer des Städtchens mit ihren Schülern. Die Gesichter der Bengel leuchteten vor Neugier auf das seltene Ereignis. Und als nun einer der Präzeptoren ein Zeichen gab, stimmten sie aus vollem Halse ein erbauliches Lied an, dessen schwülstige Worte die Menschheit zu einem gottesfürchtigen Lebenswandel ermahnten. Drei Geistliche schlossen sich ihnen an; und dann endlich kam, bewacht von zehn weiteren Stadtsoldaten, der Wagen mit den Verurteilten.

Dies war die seltsamste und fesselndste Gruppe des ganzen Zuges, und Herr Lotterhos stieg auf den Sitz seines Wagens, um sie recht mit Hingabe betrachten zu können.

Auf dem ersten Querbrett des Wagens saßen ein bleicher, dunkelbärtiger Mann und ein junges Mädchen von phantastischer Schönheit. Sie hielt mit der Rechten eine Hand des Dunkelbärtigen fest umklammert; mit der Linken preßte sie einen großen, schwarzen Kater an sich, der lächerlicherweise mit einer Kette, wie sie für einen Löwen genügt hätte, an den Wagen gefesselt war. Auf der zweiten Bank des Wagens saßen ein blonder Jüngling mit zartem Schwärmergesicht und ein riesiger Neger. Den Schluß dieses sonderbaren Zuges bildete der Henker mit seinen Knechten.

Ein Jahr war vergangen, seit Doktor Markondonatos mit Barbara die Stätte seiner größten Triumphe, Paris, wieder verlassen. Er hatte dann mit seinem kleinen Gefolge Spanien und Portugal bereist und war endlich über die Niederlande wieder nach Deutschland gekommen. Bald war es ihm gut, bald schlecht ergangen. Wo man seine Künste geglaubt, hatte er mit vollen Taschen und unter den Zurufen einer begeisterten Menge seine Reise fortgesetzt. Wo man ihn beargwöhnte, ging er heimlich und bei Nacht und Nebel auf und davon. In der letzten Zeit aber schien ihn das Glück gänzlich verlassen zu haben. Auch mit seiner Gesundheit stand es nicht zum besten, und das Bauchreden hatte er wegen dauernder Kehlkopfbeschwerden endgültig aufgeben müssen. Da sein prunkvolles Auftreten die Ersparnisse schnell verzehrt hatte, sah er sich gezwungen, sein Heil in kleineren Orten zu versuchen, in denen auch mit weniger Aufwand ein Geschäft zu machen war.

So war er vor einer Woche in ein kleines Städtchen im Bistum Osnabrück gekommen, wo er einmal wieder sein Glanzstück aufführen wollte: die Auferweckung seines toten Dieners Satuk. Die Komödie hatte sich in der üblichen Weise abgespielt. Aber als man den Asiaten am dritten Tage wieder aus dem Grabe hervorgeholt hatte und Doktor Markondonatos ihn vor den Augen der versammelten Bürgerschaft zu neuem Leben erwecken wollte, da erwies sich, daß der Tote wirklich und unwiderruflich mausetot war.

Demetrios, der Bruder des Magiers, hatte wohl bei der Behandlung des Scheintoten irgendeinen Fehler gemacht. Und als er die Wut der Menge an dem offenen Grabe bemerkte, hatte er schleunigst und unbemerkt das Weite gesucht. Der Magier selbst und sein übriges Gefolge aber hatte man verhaftet und alle miteinander wegen Gotteslästerung und Zauberei zum Tode durch den Strang verurteilt. Auch Amazeroth, der Kater, den man für einen bösen Geist erklärte, sollte an dem gleichen Galgen baumeln. —

Herr Heinrich Lotterhos, dem vor Erregung dicke Schweißtropfen auf die Stirn getreten waren, verließ jetzt seinen Wagen und gab dem Kutscher Befehl, weiterzufahren und im Gasthofe des Städtchens auszuspannen. Dann folgte er dem Zuge, um dem grausigen Schauspiel beizuwohnen.

Endlich hatte sich die Menge um den Galgen gruppiert, die Verurteilten, umgeben von den Henkersknechten, standen bereit, ihre Strafe zu empfangen, und der Schreiber trat vor, um noch einmal das Urteil öffentlich zu verlesen. Den Schluß des langen und umständlichen Schriftsatzes trug er besonders in eindringlichem und warnendem Tone vor:

„. . . Darum soll dieser Zauberer und Bösewicht in Person, desgleichen auch dieses Unholdes ganzes schändliches Gefolge, bestehend aus den bereits namhaft angeführten Personen, wie auch dieses verruchte Katzentier, so erkannt worden ist als die Inkarnatio des Bösen selber und somit als Verantwortlicher des gotteslästerlichen Treibens der schwarzen Magie dieses Doktoris — am Galgen gehenket werden mit neuen Stricken zwischen Himmel und Erde, so hoch, daß unter ihren Füßen das Gras möge wachsen, und sollen alle somit an diesen Stricken zu Tode erwürget werden, auf daß sie daran sterben und verderben — zum Exempel, Abscheu, Schrecken und Warnung aller derer, welchen eine Änderung ihres sündlichen Lebenswandels annoch möglich ist."

Herr Lotterhos hatte nur mit halbem Ohre hingehört, denn die seltsame Erscheinung des schönen, jungen Mädchens hatte seine ganze Aufmerksamkeit gefesselt. Ihm war, als habe er schon einmal ein solches Geschöpf gesehen; vielleicht auch nur in seiner Phantasie: oder hatte er irgendwo von solch einem Mädchen gelesen?

Er suchte in seiner Erinnerung. — Ja, er täuschte sich nicht, denn ein schwarzer Kater hatte dabei auch eine Rolle gespielt. Da hörte er — als die Namen der Verurteilten verlesen wurden — den Namen Barbara. Und mit einmal wußte er, wer diese Person war:

Er erinnerte sich daran, wie er vor mehr als zwei Jahren einmal bei Gertrude Lossius gewesen, und wie der Obrist Lewenborg, von einer Reise zurückkehrend, plötzlich eingetreten war und Gertrude in bösem Tone nach irgendeinem Mädchen gefragt hatte. Ja, Herr Lotterhos erinnerte sich jetzt sogar genau an die Fragen des Grafen:

„Wo ist Barbara?" hatte er fast verzweifelt Gertrude entgegengeschrien. „Hatte sie solches Haar?" hatte er dann gefragt und dabei auf ein sonderbares Armband gewiesen. Und weiter: „Hatte sie große dunkle Augen?" — Gertrude hatte das alles bestätigt und hinzugefügt: „Und einen schwarzen Kater hatte sie bei sich."

Heinrich Lotterhos hatte später öfters Gertrude neugierig um eine Erklärung dieses Auftrittes gefragt; doch sie hatte ihm jede Antwort verweigert. Das aber schien Herrn Lotterhos aus dem damaligen Auftritt ganz klar hervorzugehen: daß es sich um eine Person handelte, in die Graf Lewenborg verliebt war.

„Wenn man diese junge Person vom Tode erretten und dem Grafen zuführen könnte!" ging es Herrn Lotterhos durch den Kopf. „Er würde vielleicht von neuem zu ihr in Liebe entbrennen, und Gertrude würde endlich ihre törichten Hoffnungen aufgeben müssen!"

Herr Lotterhos überlegte weiter, ob es denn gar kein Mittel gäbe, die Aufschiebung des Urteils zu erreichen. Aber zugleich ließ er diesen unausführbaren Plan wieder fallen. Man hätte ihn dann vielleicht noch verdächtigt, mit der Bande unter einer Decke zu stecken, — ihn am Ende gleich mit aufgehängt . . .!

So sehr war Herr Lotterhos von allen diesen Gedanken bestürzt und verwirrt, daß erst durch eine starke Bewegung in der Menge seine Blicke wieder auf die anderen Verurteilten gezogen wurden: Die Henkersknechte hatten dem jungen, blonden Engländer bereits den Strick um den Hals gelegt. Da trat der schwärmerische Jüngling, der noch immer fest an seinen Meister glaubte, vor den Magier hin, kniete vor ihm nieder und küßte ihm zum Abschied die Hand. Aber Doktor Markondonatos, der schon vor Angst halb tot war, schien es gar nicht zu bemerken. Seine Zähne klapperten hörbar aufeinander, während Barbara sehr bleich, aber aufrecht und ohne eine Miene zu verziehen, an seiner Seite stand.

Nach wenigen Augenblicken war die Todesstrafe an dem Jüngling vollstreckt und der Neger kam an die Reihe. Den Hauptübeltäter und seine Geliebte sowie den Kater, wollte man sich wohl bis zuletzt aufsparen.

Völlig stumpf und gleichgültig ließ sich der Schwarze den Strick um den Hals legen. Gleich darauf hing er, Körper an Körper, neben dem blonden Jüngling.

Jetzt gingen die Henkersknechte auf Barbara zu. Sie umarmte ihren Geliebten, sprach ihm Mut zu, küßte dann ihren Kater und ging festen Schrittes dem Galgen entgegen. Schon lag der Strick um ihren zarten Hals, — wurde dem Henker, der auf der Leiter stand, zugeworfen

Da ließ sich ein knirschendes Geräusch vernehmen, der Querbalken des Galgens senkte sich unter der schweren Last des dicken Negers, — und dann brach das ganze Gerüst in sich zusammen. Da der Galgen seit vielen Jahren nicht mehr benutzt worden war, hatte man nicht bemerkt, daß er morsch und verwittert geworden.

Nachdem sich die erste Bestürzung gelegt hatte, verkündete der Amtmann, daß die weiteren Hinrichtungen aufgeschoben werden müßten, und der lange Zug trat endlich unter dem erbaulichen Gesang der Schüler den Rückweg nach dem Städtchen an. (Fortsetzung folgt.)

Der Kampf um den Nullpunkt.

Ein neuer Schritt auf dem Wege zu einem unerreichbaren Ziel. — Kälterekord im magnetischen Kraftfeld.

Von Theodor Lindenstädt.

Während einer Zunahme der Temperatur nach oben — wenigstens theoretisch — keinerlei Grenzen gesetzt sind, ist ein Sinken über einen bestimmten Punkt hinaus unter keinen Umständen denkbar. Dieser Punkt, der sogenannte absolute Nullpunkt, liegt bei 273,1 Grad Kälte der hundertteiligen Skala, an ihm ist der irrsinnig rasche Tanz der Atome, die Ursache jeder Wärmeerscheinung, zu gänzlichem Stillstand gelangt und völliger Todesstarre gewichen. Seit langem bemüht sich die Wissenschaft, auf experimentellem Wege diesem Punkt, der sich der Natur der Sache nach niemals wird erreichen lassen, wenigstens so weit wie möglich nahe zu kommen. Bewunderungswürdiges ist in eigens zu diesem Zwecke eingerichteten Laboratorien, von denen die des Kaiser-Wilhelm-Instituts sowie der holländischen Universität Leiden führend sind, bereits erreicht worden. Erst kürzlich wurde in dem letztgenannten Laboratorium wiederum ein bedeutsamer Schritt vorwärts getan.

In einer gewöhnlichen Gefriermaschine erreicht man niedrige Temperaturen bekanntlich mit Hilfe des Ammoniakgases. Dieses wird durch Druck in den flüssigen Zustand überführt, die nach einem bekannten physikalischen Satz dabei entstehende Wärme durch Kühlwasser abgeleitet, worauf man dem flüssigen Gas Gelegenheit zum Verdampfen gibt. Dieser Vorgang hat eine beträchtliche Abkühlung des Gases zur Folge, die allerdings über einige Dutzend Grade nicht hinaus geht. Beträchtlich tiefere Temperaturen lassen sich dagegen erreichen, wenn man statt des Ammoniakgases andere in flüssigen Zustand versetzte Gase verwendet, wie atmosphärische Luft, Stickstoff, Wasserstoff und schließlich Helium. Das letztere hat einen Siedepunkt von nur 268,88 Grad unter Null, oder 4,22 Grad Kelvin.

Nach dem geschilderten Verfahren und unter Anwendung flüssigen Heliums ist man dem absoluten Nullpunkt nun bereits außerordentlich nahe gekommen. Die ersten Erfolge knüpfen sich an den Namen des Leidener Professors Kamerlingh Onnes, der bereits 1908 flüssiges Helium herstellte und nach langjährigen Versuchen schließlich eine Temperatur von 0,82 Grad Kelvin erreichte. Mehr als ein Jahrzehnt verging dann noch, bis am 18. Februar 1932 Kamerlingh Onnes' Schüler und Mitarbeiter Keesom dem absoluten Nullpunkt bis auf 0,71 Grad nahe kam, allerdings nur in einem Raume von 5 Kubikzentimetern Größe, der für wissenschaftliche Zwecke nicht als ausreichend gelten kann. Diese Temperatur von 0,71 Grad Kelvin stellte seitdem einen Rekord dar, der nunmehr durch die aufsehenerregenden Erfolge des Leidener Professors de Haas ganz erheblich gedrückt wurde. Gelang es dem Genannten doch, auf Grund eines ganz neuen Verfahrens eine Temperatur von nur 0,27 Grad Kelvin zu erreichen. Wenigstens wurden diese einwandfrei ermittelt, wobei die Möglichkeit nicht ausgeschlossen erscheint, daß de Haas in Wirklichkeit dem absoluten Nullpunkt noch näher gekommen ist. Erhöhte Bedeutung gewinnt der Erfolg noch dadurch, daß diese unglaublich niedrige Temperatur in einem Raume erzielt wurde, der genügend groß ist, um ein wissenschaftliches Arbeiten zu gestatten.

Der Gedanke, der den bisherigen Versuchen zur Erzielung niedrigster Temperaturen zu Grunde lag, ist von de Haas völlig verlassen. Das alte mechanische Verfahren wurde durch ein magnetisches ersetzt, und zwar unter Anwendung von Ceriumfluorid. Cerium ist ein in metallischer Form selten vorkommendes Element, das zweite in der Reihe der sogenannten seltenen Erden, dessen Besonderheit in der Art des den Atomkern umgebenden Elektronenmantels liegt. Setzt man ein Salz dieses Elements, Ceriumfluorid, der Einwirkung eines starken magnetischen Kraftfeldes aus, so sinkt ein Teil der Ceriumatome von einem hohen Energieniveau auf ein tieferes, wobei die dabei eingebüßte Energie als Wärme an ein Heliumbad geleitet und durch dieses fortgeführt wird. Stellt man den Magneten dann nach längerer Einwirkung plötzlich ab, so tritt der erlittene Wärmeverlust in Erscheinung: die Temperatur sinkt, und zwar zu bisher nie erreichter Tiefe, 0,27 Grad Kelvin.

Wie weiß man nun aber, daß gerade 0,27 Grad erreicht wurden? Mit gewöhnlichen Thermometern läßt sich bei derartigen Kältegraden begreiflicherweise nichts anfangen, ein Wasserstoff- oder Heliumthermometer würde ebenso wenig nützen. Man hat auch hier das magnetische Verfahren gewählt. Das Ceriumfluorid ist paramagnetisch, wird mithin vom Magneten angezogen. Die Anziehungskraft nimmt nach einem bestimmten, seit langem bekannten Gesetze bei abnehmender Temperatur zu. Die Richtigkeit des Gesetzes wurde durch Versuche bei höheren Temperaturen erwiesen, die dabei erzielten Ergebnisse ermöglichen sichere theoretische Rückschlüsse auf das Verhalten bei bislang nicht erreichten Tiefen. Indem man bei bekannten höheren Temperaturen die auftretenden Anziehungsstärken ermittelte, ließen sich umgekehrt durch Messung der Anziehung die zugehörigen Temperaturen feststellen. So gingen auch de Haas und seine Mitarbeiter vor. Dasselbe Ceriumfluorid, das die tiefen Temperaturen zu erreichen ermöglichte, diente gleichzeitig als Thermometer für die eigene Temperatur.

Der Haifischjäger.

Der Wirklichkeit nacherzählt von G. W. Brandstetter.

Der „Perseus“ ankerte vor Sansibar. Das Schiff schien unter der Glut zu stöhnen wie ein Mensch. Ein paar Reisende lagen gleich Toten auf ihren Deckstühlen unter dem Sonnensegel.

Sie wachten plötzlich auf. Ein Mann lief barfuß an ihnen vorüber. Der lange weiße Bart, das buschige graue Haar paßten nicht recht zu dem muskulösen Körper im knappen Schwimmanzug. Er lehnte sich einen Augenblick über die Reling, starrte ins Wasser.

Drüben, vierzig, fünfzig Meter vom Schiff entfernt, warf eine große schwarze Rückenflosse ein wenig weißen Schaum hoch. Der Weißbärtige lachte leise. Es klang blechern und unnatürlich. Seine Augen leuchteten, als er sich wandte, bückte, aus einem Tuch zu seinen Füßen ein Stück rohes Fleisch nahm und es auf einen starken Angelhaken aufspießte. Er warf Köder und Korken an einer fingerdicken Leine über Bord.

Die schwarze Rückenflosse kam langsam näher. Sie strich träge um den Köder herum. Der Alte starrte auf das Spiel. Seine Finger umkrallten die Reling. Seine Augen traten fast aus den Höhlen.

Dann fluchte er. Denn die Rückenflosse des Hais wandte sich langsam, streifte wie verächtlich den hüpfenden Korken und tauchte unter. Der Hai mochte nicht. —

Ein Reisender wollte wissen, was mit dem sonderbaren Alten war. Er fragte den Zweiten Offizier: „Der Mann sieht aus, als wenn er nicht mehr ganz bei Verstand ist.“ — „Nein, er ist wirklich ein wenig verrückt. Ein trauriger Fall. Ich habe unter Kapitän Dawson — so heißt er — meine erste große Fahrt gemacht. Er führte ja früher den „Perseus“. Als einziger von uns allen durfte er seine Frau an Bord haben. Ich glaube, sonst wäre er gar nicht an Bord gegangen. Er konnte ohne sie nicht leben. Ein hübsches, bleichsüchtiges und herzkrankes junges Ding. Er betete sie an, und alles, vom Schiffsjungen bis zum Ersten Offizier, nahm Rücksicht auf die Kranke, lief auf Zehenspitzen, wenn sie in ihrem Deckstuhl schlief.

Damals — es sind gerade zehn Jahre her — lagen wir hier vor Sansibar und löschten Stückgut. Frau Dawson

Rand auf Deck neben ihrem Mann. Er zeigte ihr gerade irgend ein Gebäude drüben in der Eingeborenenstadt, und beide achteten für einen Augenblick nicht auf Breck, den kleinen Terrier der Frau Dawson. Wir sagten immer „ihr Kind“ dazu.

Plötzlich bellte der Hund. Sein Haar sträubte sich auf dem Rücken. Er schüttelte beim Bellen förmlich den Kopf vor Wut, trippelte unter der Reling hindurch an den äußersten Rand des Decks und . . . Ich hörte gerade, wie jemand schrie: „Er bellt den alten Riesenhai an.“ Da glitt das Tier aus und fiel ins Wasser.

Frau Dawson schrie. Der Kapitän warf die Jacke zur Seite, war mit einem Sprung über Bord. Er kam eine Sekunde zu spät. Der helle Bauch des Hais hatte einen Augenblick geglänzt, dann waren Fisch und Terrier verschwunden. Wir konnten Kapitän Dawson gerade noch rechtzeitig ein Tau zuwerfen, um ihn in dem Augenblick hochzuhissen, da die spitze Haischnauze wieder aus dem Wasser auftauchte.

Aber dann sahen wir das Unglück. Frau Dawson lag regungslos auf Deck — ihr schwaches Herz hatte die furchtbare Aufregung der letzten Minuten nicht ertragen. —

In dem Augenblick, da Dawson neben seiner toten Frau kniete, ging eine Veränderung in ihm vor. Er war vollkommen ruhig. Er biß nur die Zähne zusammen und sagte dann: „Ich muß das Vieh haben, und wenn ich immer hier bleibe.“

Wir sollten am nächsten Morgen segeln. Wir blieben, weil der Alte Haifischjagd ansetzte. Drei Tage hintereinander. Wir fingen sechzehn Stück. Doch nie war der Riese darunter. „Wir bekommen ihn nie zu fassen, Kapitän“, sagte einer von den Leuten, „er beißt nicht“. Statt aller Antwort schlug Dawson den Mann mit der Faust nieder. Er war verrückt geworden, und wir mußten ihn mit Gewalt an Land schaffen, dem Konsul übergeben und segelten ohne ihn ab.

Sie haben Dawson laufen lassen müssen. Den Menschen wird er nicht gefährlich. Er ist hier geblieben und macht tagaus, tagein Jagd auf den Hai, auf „seinen“ Hai. Jedes Mal, wenn wir hier anlegen, kommt er an Bord. Sein Bart, seine Haare sind stets um ein paar Zentimeter länger. Er läuft in seinem alten verwitterten Schwimmanzug herum, in Gedanken nur mit seinem Feind beschäftigt.“

Kapitän Dawson stand noch immer an der Reling, übers Wasser starrend, als könnte er seinen Feind mit den Augen heraufzwingen ans Tageslicht. Und dann tauchte wirklich aus der Tiefe wieder ein riesenhafter, langer Schatten auf. Der Korken begann leicht zu tanzen. Der Schatten drehte sich langsam um seine eigene Achse, der weiße Bauch leuchtete auf, der Köder lag unmittelbar über der spitzen Schnauze. Doch der Hai biß nicht an. „Er läßt sich nicht fassen“, sagte der Zweite Offizier halblaut zu sich selbst.

Da kam plötzlich Leben in die vornübergebeugte Gestalt des irrsinnigen Kapitäns. Er bückte sich, griff in das Tuch zu seinen Füßen, riß eine kleine Flasche hoch, ballte die andere Faust und schüttelte sie dem Feind entgegen: „Du willst nicht? Der Köder gefällt dir nicht? Du sollst einen andern haben, der dir besser schmeckt!“

Er führte die Flasche an den Mund. Einen Augenblick verfing sich ein Sonnenstrahl in der grünlichen Flüssigkeit. Dann warf Kapitän Dawson die leere Flasche auf Deck, daß sie splitterte. Der Wahnsinn sah ihm aus den Augen. Seine Hände lagen beide auf der Reling. Seine Armmuskeln strafften sich, und mit einem Sprung setzte er über die Reling hinweg ins Wasser. Niemand hatte Zeit, ihn zu halten. Niemand hätte ihn auch halten wollen, denn alle ahnten, daß es für den Wahnsinnigen keine Rettung mehr gab.

Das Wasser schäumte auf. Zwischen den perlenden Luftblasen tauchte für einen Augenblick der Haifischbauch auf. Zwei Sekunden später war der Kampf zu Ende. —

Niemand auf dem „Perseus“ dachte an diesem Tag ans Abendessen. Alles stand an Deck, wartete, wollte wissen, ob Kapitän Dawsons Opfer nicht umsonst gewesen war.

Es dauerte lange. Es wollte schon dunkel werden, da stieg langsam aus der Tiefe ein langer, grauer Schatten empor, und schließlich schaukelte der Riesenhai, die fürchterliche Schnauze halb geöffnet, auf der Seite liegend, im leicht bewegten Wasser. Der menschliche Köder war [illegible] gewesen. Das Gift hatte gewirkt.

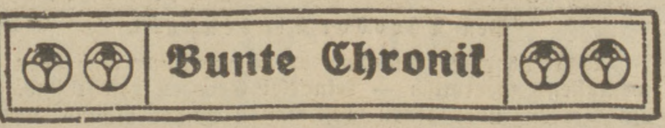
Uferabend.

Die späten Dampfer gießen ihre Lichter
Aus vollen Schalen in die flachen Wellen.
Des Tages letzter Glanz umfängt Gesichter,
Um ihrer Worte Lächeln zu erhellen.

Der See wird milchig von dem heit'ren Mond.
Die schlaffen Segel wenden sich den Häfen.
Die Kiefern sind den lauen Wind gewohnt
Und schenken seinem Flüstern ihre Schläfen.

Wie Birken biegen müde sich die Schwäne.
Ein trunkner Vogel wird zum scheuen Rufer.
Die erste Kühle winkt die schwanken Kähne
In den Laternenschein, an leichtgeneigte Ufer.

Hanns Michael Ren.



Mit dem Gürtel mit dem Schleier — aber ohne Strümpfe.

In London fand dieser Tage die Trauung einer besonders eleganten jungen Frau statt. Die Braut war in schweren weißen Atlas gehüllt, trug Schleier und eine langwallende Schleppe. Ihre niedlichen Füßchen aber, und was von den schönen Beinen zu sehen war, waren nackt und bloß, unbestrumpft. Das ist die Mode! In den französischen Seebädern tanzt man nachmittags im Hut, abends im großen Abendkleid und in voller Kriegsbemalung — aber ohne Strümpfe. Aus Frankreich, d. h. von dem französischen Tenniscrack Lenglen, kam auch der Vorschlag, sich die Knie zu schminken. Amerika geht jetzt noch weiter. Dort trägt man schon wieder Strümpfe, allerdings nur gemalte. Gemalte Strümpfe gibt es in verschiedenen Ausführungen. Sonnenbraun für den Vormittag und den Sport, ein heller Mittelton für nachmittags und für den Abend wird eine zum Kleid passende Farbe gewählt, die absolut die Illusion eines Strumpfes herbeiführen soll. Zwickel, Spitzferse und Nähte werden angedeutet. Unzerreißbar sind diese Strümpfe allerdings. Das mag aber ihr einziger Vorteil sein.

Gefährliche Kunst.

Verspottung und Verächtlichmachung des Feindes hat es von jeher gegeben und wird es immer geben. Es ist aber nicht gerade sehr geschmackvoll, dem Gesandten eines Volkes ein Schauspiel zu bieten, das einen früheren Herrscher seines Landes in einer höchst unwürdigen Szene zeigt. Man kann daher noch so sehr im Zweifel darüber sein, ob sich der französische Edelmann Emmerich Johier von Barrault richtig verhielt, als er einem spanischen Schauspieler einfach den Degen zwischen die Rippen stieß, eins wird man ihm zubilligen müssen: er durfte sich im höchsten Maße gereizt fühlen. Darum nämlich ging es: Als König Franz I. von Frankreich in der Schlacht von Pavia den Feinden in die Hände gefallen war, begeisterte das einen Spanier dazu, ein Theaterstück zu verfassen, in dessen einer Szene ein Soldat dem französischen König den Fuß auf den Nacken setzte und dieser in jämmerlicher Weise um sein Leben bat. Das Stück erhielt sich sehr lange auf dem Spielplan. Eines Tages nun geriet der französische Gesandte, eben jener oben genannte Edelmann, in eine solche Vorstellung und entbrannte begreiflicher Weise in gewaltigem Zorn. Er machte nicht viel Federlesens, erhob sich von seinem Platz, nicht aber, um das Theater zu verlassen, sondern um sich auf die Bühne zu begeben. Hier zog er seinen Degen und beförderte mit einem wohl gezielten Stoß den Schauspieler, der die Rolle des triumphierenden Spaniers spielte, vom Leben zum Tode. Das Spiel soll seitdem nicht mehr aufgeführt worden sein. Wahrscheinlich wagte es kein Schauspieler mehr, die gefährliche Rolle zu übernehmen, was schließlich wohl zu verstehen ist.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg